

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 15

Artikel: Der Alpenwald [Fortsetzung]
Autor: Frey, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667637>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Alpenwald.

Erzählung von Jakob Frey.

(Fortsetzung.)

Erst als der alte Steinberger zur letzten Ruhe gebracht war, fand sein Sohn und einziger Erbe die nötige Stille, um sich in seine so plötzlich veränderte äußere Lage hineinzufinden und die Eindrücke der letzten Tage sich innerlich näher zu beschauen. Das erste jedoch begann er auf eine Weise, die seinen Hausgenossen keineswegs behagen wollte und unter ihnen manches einverständnisvolle Kopfschütteln und geheime Zwiegespräch veranlassen mußte. —

Dem jungen Steinberger hatte, sobald er etwas herangewachsen war, das abgeschlossene Leben mit seiner einförmigen Tätigkeit auf der Hinteralm wenig zusagen wollen. Vielleicht war das ein Erbteil seiner Mutter gewesen, die aus dem Unterlande stammte, d. h. aus jener breiteren Talschaft, wo der Fluß in stillerer Strömung aus dem See tritt, um nun an größern Dörfern und belebteren Geländen vorbeizufließen. Den Neigungen des einzigen Sohnes mochte der verständige Vater keinen allzugroßen Zwang antun; er empfand selbst in seinem eigenen Handel und Wandel, daß die neue Zeit sogar von dem einsamen Gebirgsbewohner manches verlange, wenn er ohne Benachteiligung durch das Leben kommen wolle, was der Vergangenheit unbekannt oder wenigstens nicht durchaus notwendig gewesen war. Christen fand daher keine großen Schwierigkeiten, als er schon im angehenden Jünglingsalter noch die städtische Schule zu besuchen verlangte. So auf ein Fährchen oder zwei kann das nichts schaden, dachte der alte Steinberger; ich selbst kann die Sache da droben wohl noch einzig besorgen. Zwei Fährchen aber vergingen und auch noch eines dazu. Christen hatte nun allerdings keine Lust mehr, auf der Schulbank zu sitzen; aber ebenso wenig begehrte er auf die Hinteralm heimzukehren. „Was ich dort oben zu verstehen brauche,“ sagte er, „habe ich schon als Kind gelernt; da drunter hingegen kann ich Vieles lernen, was ich noch nicht weiß und doch später vielleicht notwendig habe.“ Der Vater gab nach, wenn auch nicht ohne einige Widerrede, und Christen trat in das Bureau eines Geschäftsmannes, der neben kleinen Rechtsgeschäften bedeutenden Holz- und Käsehandel trieb. Hier war er geblieben bis auf den heutigen Tag und der alte Steinberger hatte sich um so eher darein gefügt, als ihm allerdings durch die Vermitt-

lung des Sohnes namentlich im Verkaufe der Käse mancher Vorteil erwuchs und die Sache daheim wie von jeher ihren geregelten Weg ging.

Nach der angelernten Art des Geschäftsmannes, der die wahre Ordnung eines Haushaltes nur noch in einer geschriebenen Kontrolle zu finden glaubt, dagegen die ins Leben eingewöhnte Planmäßigkeit alles Tuns und Lassens für verderblichen Schlendrian hält oder vielmehr diese Planmäßigkeit gar nicht mehr zu erkennen vermag, begann nun auch Christen seine neue häusliche Tätigkeit. Zuerst nahm er die Knechte ins Gebet. Sie mußten mit ihm in die Ställe, um Name und Alter jedes vorhandenen Hauptes festzustellen; das wurde nebst Farbe und Zeichnung des Tieres ausführlich aufgeschrieben; aber nicht das allein, sondern auch jedes Stück Stallgerät, vom Melkfübel bis zur Mistgabel, mit ungefährer Wertangabe. Von den Ställen ging es in gleicher Weise auf die Heuboden, in die Käsferei, wo das vorhandene Futter, die vorrätige Ware gemessen, gezählt, geschäkt und aufgeschrieben wurde. Die Knechte wunderten sich über dieses Tun und fragten endlich auf gehörigem Umwege, ob die Sache vielleicht verkauft werden solle? — Ihre Verwunderung wurde nicht geringer, als Christen kurz antwortete: „Warum nicht gar; aber Ordnung will ich haben.“ — Ordnung sei auch vorher schon gewesen, dachten die Burschen, das habe der alte Steinberger so gut verstanden als Einer. Dabei waren sie nicht recht im Klaren, ob nicht auch ihnen der Vorwurf der Unordentlichkeit gemacht werden wolle. Der Zweifel dauerte nicht mehr lange, als Christen jeden fragte, was er bis auf den heutigen Tag an Löhnnung zu gut habe. Der Meisterknecht antwortete trocken, das wisse er nicht, seitdem er im Hause gewesen, sei ihm jedesmal der Lohn auf Jahr und Tag ausbezahlt worden; kleine Auslagen, die er in der Zwischenzeit in des Meisters Nutzen gemacht, habe er gewissenhaft zusammengerechnet und angegeben. — „In Zukunft will ich diese Ausgaben im Einzelnen verzeichnet und aufgeschrieben haben,“ bemerkte Christen, nicht unfreudlich und ohne den geizten Ton des Knechtes zu beachten. Dieser gab auch nur ein kurzes „schon recht“ zur Antwort und ging. Drunten in der Küche erklärte er aber laut und vor allen Andern, daß er

keine Stunde länger als bis nächstes Ziel in einem Hause bleiben werde, wo man seinem Worte keinen Glauben mehr zu schenken scheine.

Während auch die andern Knechte ähnliche Entschlüsse verlautbarten, konnte Mädi eine gewisse Schadenfreude nicht ganz unterdrücken. Den Knechten mochte es um so eher etwas gönnen, als es sich sicher hielt, daß ihm in sein Küchenregiment kein Meister etwas darein

abends nach diesen Tagesgeschäften in seinem einsamen Stübchen saß. Der Einblick in Stand und Gang der Haushaltung machte ihn alsbald mit einem Gedanken vertraut, dem er in der Abgeschiedenheit von aller bisher gewohnten geselligen Zerstreuung nur mit um so größerer Ruhe nachhängen konnte. „Es geht nicht anders, ich muß eine Frau haben,” sagte er halblaut vor sich hin; „denn am Ende gibt es doch



Oh schöne Frühlingszeit! Studie aus dem Prättigau.

Phot. G. Meerkämper, Davos.

reden könne. Aber schon am folgenden Tage mußte es erfahren, daß es die Rechnung ohne den Wirt gemacht. In Küche und Keller, in Schrank und Laden wurde nachgezählt, ausgemessen und das Ergebnis in ein großes Buch eingeschrieben.

So hatte Christen in den ersten Tagen ohne Absicht ein dem Hause aufrichtig zugetane Geiste sich entfremdet und an die Stelle bisherigen Vertrauens und hergebrachter Ordnung waren augenblicklich Misstrauen und Nachlässigkeit getreten.

Eine glücklichere Richtung nahm Denken und Tun des jungen Hinteralmbesitzers, wenn er

mancherlei Dinge in der Haushaltung, von denen ich zu wenig verstehé und die ich deshalb auch nicht gehörig überwachen kann.“ Christen spürte recht deutlich, daß er über diesen selbst gesprochenen Worten leise errötete, wie wenn sie ihm von einem fremden Menschen gesagt worden wären. Er hatte wohl auch schon ans Heiraten gedacht, schon dieses oder jenes Mädchen hatte sein Wohlgefallen erregt und sein Blut zu schnellerem Herzschlage getrieben; aber gleichwohl hatte er sich die Sache stets nur als einer fernen Zukunft vorbehalten vorgestellt, bis wohin sich noch manches Unerwartete zutragen, manches anders sich gestalten konnte. Jetzt stand sie

ihm plötzlich, als durch eine äußere Notwendigkeit geboten, bestimmt und nahe vor Augen gerückt. Er durchging die Zahl der bekannten Mädchen drunter im Städtchen, vergegenwärtigte sich die Vorzüge dieser oder jener, die sich dem hübschen und vermöglichen Sohne des alten Steinberger freundlich gezeigt; aber sonderbar, neben all die gepützten Gestalten, die niedlichen Figuren und zierlichen Manieren der städtischen Bürgerstöchter drängte sich fortwährend ein demütig bescheidenes Bild, das sich mit stillen Tränen über die Leiche des Vaters beugte. Christen machte anfänglich halb unwillig eine abwehrende Kopfbewegung, und unwillkürlich streckte er die Hand auf den Tisch, während Daumen und Zeigefinger sich rasch wie zum Geldzählen übereinander hin und her bewegten. Der Gedanke jedoch, der in dieser Bewegung einen wortlosen Ausdruck fand, vermochte nicht das liebliche Bild zu verdunkeln; vielmehr stieg es bei jedem Versuche, sich von ihm abzuwenden, mit herzlicherer Freundlichkeit vor dem innern Auge empor. Der Nachdenkliche legte die Hand übers Gesicht, als ob er das Licht abwehren wollte; aber da kam es plötzlich wie eine das Gewissen bedrückende Frage über ihn, an die er bisher nicht näher gedacht hatte. Was wollte der Vater im letzten Augenblöcke, da er ihn und Anneli zu sich herangewinkt? Wie hätte sein letzter Wille gelautet, wenn er nicht dem sterbenden Munde entfallen wäre?

Christen stand auf und ging mit unruhigen Schritten im Stübchen umher, als müsse er etwas suchen, was er nicht finden konnte. Es fiel ihm ein, daß seit dem Begräbnis des Vaters weder Sepp noch Anneli herübergekommen waren, obwohl es seitdem nicht geschneit und der Weg offen und trocken stand. So lange die Leiche im Hause gelegen, war Anneli nie heimgegangen, auch über Nacht nicht. Es hatte die zu- und abgehenden Leute bewirtet, ohne an Christen eine Frage zu stellen, ob es dieses oder jenes tun oder lassen müsse. Er selbst hatte im Schmerze und in der allgemeinen Verwirrung nicht einmal daran gedacht, auf wessen Geheiß Anneli schalte und walte, als ob es zum Hause gehöre. Er war froh, daß es geschah, ohne sich weiter über das Wie und Warum Rechenschaft zu geben. Aber mit den letzten leidtragenden Verwandten hatte auch Anneli das Haus verlassen und war seitdem ebenso wenig als Sepp mehr hergekommen. Ob ihnen selbst etwas zu-

gestoßen? — Christen löschte das Licht und ging den Weg nach dem Nachbarhause hinüber.

Durch die sternklare, windstille Nacht schimmerte ihm anheimelnder Lichtschein entgegen, in dem sich plötzlich die wiedererwachten Gestalten freundlicher Kindheitserinnerungen bewegten. Als er leisen Schrittes an das Häuschen herangetreten war, schaute er durch das Fenster hinein. Sepp saß rückwärts auf dem Ofensitz, Anneli am Spinnrade, aber es hatte die Hände mit dem gezogenen Faden auf den Schoß sinken lassen, und drinnen war's so still, daß das Picken der kleinen Wanduhr wie ein mächtiger Pendelschlag herausklang. Christen konnte das Auge nicht von dem Antlitz wenden, das bald vom rötlichen Lichtschein übergossen, bald wieder vom leichten Schatten überstreift, wehmütig sinnend vor sich nieder schaute. Wie hatte er bei gelegentlicher Erinnerung an das Nachbarhaus sich das Mädchen so ganz anders gedacht, das in jüngern Jahren wie eine wilde Katze herumgesprungen und geklettert und das ihm auch später bei seinen heimatlichen Besuchen scheu auswich oder, wo das nicht anging, stets mit einer übermütigen Neckerei bei der Hand war! — Hatte wirklich nur die Teilnahme am Tode des Vaters eine augenblickliche Veränderung bewirkt, oder war mit der äußern Schönheit, die über das Mädchen gekommen, auch der milde, stille Sinn gereift, dessen Widerschein aus jedem Zuge des Antlitzes leuchtete und der Christen so mächtig anmutete?

In diesen schnell vorübergleitenden Betrachtungen wurde er durch einen schweren Seufzer unterbrochen, der vom Ofensitz herkam. „Es ist mir immer,” sagte Sepp, „als hätte man mit dem Steinberger ein ganzes Stück von mir selbst fortgenommen. Ich bin froh, wenn ich bald wieder in die Berge kann. Der Christen paßt nicht mehr zu uns einem.“ — „Es ist mir selbst auch so,” erwiderte Anneli, mit der Hand über die Augen fahrend, „es wird mir halb bang, wenn ich mit ihm reden soll; aber vielleicht kommt das bald anders.“

„Nicht so leicht,” gab Sepp zurück; „ja, wenn er noch zu Lebzeiten des Vaters hergekommen wäre, möcht's eher gegangen sein; aber wenn er nun erst eine fremde, vielleicht vornehme Frau herbringt, dann ist's ganz vorbei — Du wirfst's sehen.“

Anneli bog das Gesicht vor, und das Spinnrad begann sich schnurrend umzudrehen. Chri-

sten stand eine Weile bestroffen und ohne recht zu wissen, was er tun solle. Endlich sagte er halblaut: „Ich will ihnen zeigen, daß ich so freundlich sein kann, als der Vater,” und mit diesem Vorsatz öffnete er die kleine Häusstüre.

Als Christen spät in der Nacht heimkam, mußte er sich selbst wundern, wie schnell ihm die Zeit vergangen war. Am folgenden Tage machte er den nämlichen Weg, und als einige Nächte später die Bahn aufs neue zugeschneit wurde, half er gleich am andern Morgen den Knechten selbst dieselbe wieder öffnen, ohne die Nachbarn mit dem gewohnten Zeichen um Mithilfe gemahnt zu haben.

Der Schnee war noch lange nicht geschmolzen, als es schon im Dörfchen und das ganze Tal hinab hieß, des Gemiseppeppen Ünneli werde die Frau des jungen Steinberger, und als die Hinteralm endlich wieder grün geworden, zog von derselben ein froher Hochzeitszug zu Dorfpartie und Kirche zu Wiesen ob Tilsur. Phot. E. Meerkämper, Davos-Tal.

Einer aber befand sich in diesem Zuge, der trotz aller Mühe, die er sich dazu gab, innerlich nicht recht froh werden konnte; und doch, sollte man meinen, hätte gerade er den rechten Grund zur Freude gehabt. Oder soll ein Vater sich nicht freuen, der sein Kind einem verständigen, wohlhabenden Manne verbunden weiß, der die geheimsten Herzenswünsche seiner Tochter in fast unerwartet glückliche Erfüllung gehen sieht? Das sagte sich Sepp selbst genugsam; er bedachte, daß der reichste Vater in weiter Umgebung mit Freude dem jungen Steinberger eine Tochter zum Weibe gegeben haben würde

— warum sollte nun er, der unbemittelte, fast arme Mann sich nicht ebenfalls freuen? — Aber die Freude, zu der man sich überreden muß, ist eben schon nicht mehr die rechte Freude, und das mußte auch Sepp am Hochzeitstage seiner Tochter erfahren. Er schalt sich selbst darüber, wenn er das glückstrahlende Gesicht seines Kindes anschaut; aber er konnte nun einmal nicht anders und unaufhörlich rief es in ihm: Und der Christen paßt doch nicht recht zu uns.

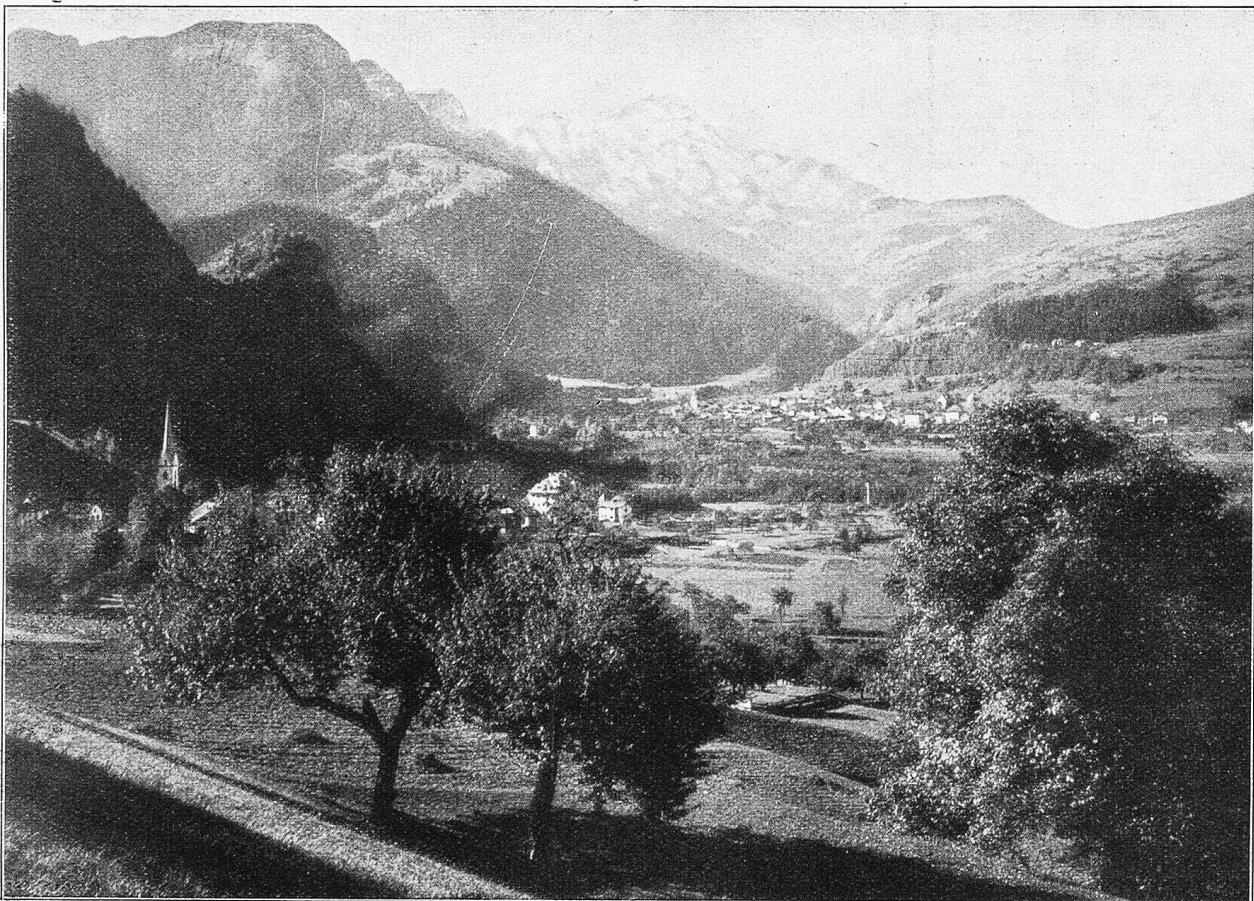
Es hat eine gar eigentümliche Bewandtnis um Ahnungen, die sich einmal des Gemütes bemächtigt haben. Im Grunde genommen sind



Dorfpartie und Kirche zu Wiesen ob Tilsur. Phot. E. Meerkämper, Davos-Tal.

es doch nur Überzeugungen, die sich in ihren Gründen noch nicht klar geworden; aber gerade aus diesem Mangel an Klarheit schöpfen sie ihre zähe Lebensdauer. Die unbestimmte Empfindung, der unklare Eindruck ringt und strebt fortwährend nach Klarheit; drum hestet er sich an jedes Ereignis, an jedes Vorkommnis, in der Hoffnung, darin das gesuchte Licht zu finden. Durch diese stete Tätigkeit aber bleibt er

schlagenden Wesen der jungen Hausfrau, wie ein verspäteter Morgennebel vor dem Sonnenlichte. Das griff alles wieder so genau und geräuschlos ineinander, wie die Räder einer Maschine, deren treibende Wasserkraft wir nicht sehen, deren lustiges Niederplatschern wir nur hier und da hören können. Christen selbst fühlte sich bei diesem bequemen Gange der Dinge im Anfang unendlich wohlbehaglich und oft sagte



Sils und Thusis mit Piz Beverin.

Phot. G. Meierkämper, Davos.

eben frisch und lebendig und greift so manchmal verwirrend ins Leben ein. Es war die ganze Zähigkeit solcher unklaren vorahnenden Eindrücke notwendig, um bei Sepp über der freundlichen Gestaltung des Lebens eine fortwährende Unruhe und innere Beängstigung zu erhalten; denn wirklich schien das Glück des jungen Ehestandes mühelos und frisch aufzublühen wie eine Alpenrose. Das Missbehagen und die drohende Unordnung, welche Christen durch seine äußerlich angewandte Ordnung bald in seinem Hauswesen heimisch gemacht hätte, verschwanden wieder vor der einfachen Tätigkeit und dem stets heitern, oft genug in helle Lustigkeit aus-

er scherzend zu seiner unablässig tätigen Frau: „Mir geht's lange gut; ich hab's wie die Schiffer drunten auf dem See bei günstigem Winde. Sie spannen das Segel, legen sich ins Schiff und lassen sich lustig vorwärts treiben.“ — „Wenn nur keine Windstille oder gar ein Sturm kommt,“ meinte Anneli nachdenklich — „ausbleiben wird's wohl auch nicht.“

„Ach,“ erwiderte Christen, sein blühendes Weibchen an sich ziehend, „mein Segel weiß sich von selbst nach jedem Lustzuge zu richten — das ist aus gutem Lache.“

Christen sprach mit diesem Scherze gewiß seine volle Herzensmeinung aus. Er fühlte sich

glücklich und glaubte dieses Glück auch auf eine lange Zukunft sicher gestellt. Er mußte oft über die Vorstellung lächeln, wie sich eine seiner ehemaligen städtischen Bekannten in dieser Bergwirtschaft ausgenommen haben würde. Das wäre wohl in doppeltem Sinne bergab gegangen, dachte er. Als aber erst die Hinteralm sich abermals begrünte und der erste Aufkuck des neuen Jahres ein hübsches, munteres Büblein ins Haus brachte, da flüsterte Christen, sich auf die wehmüdig lächelnde Wöchnerin niederbeugend: „Ach, Anneli, mir ist's, ich habe all dies Glück nicht um meinen Vater verdient!“

Sepp hatte der Ankunft des jungen Hinteralmbewohners mit einer verschwiegenen Besorgnis entgegengesehen. Es ist nämlich ein altherkömmlicher, ländlicher Brauch, daß noch lebende Großeltern dem ersten Enkelkinde zu Gevatter stehen. Ob Christen dieses Herkommen halten, ob der Großvater ange sucht würde, den Kleinen in die Gemeinschaft einzuführen? — Sepp hatte durchaus keinen bestimmten Grund, daran zu zweifeln, behandelte ihn doch Christen stets, wie es einem wohlmeinenden, guten Schwiegersohne ansteht; aber vielleicht konnte sich gerade bei einem solchen Unlasse ein gewisser Stolz regen und einer der vielen städtischen Bekannten zu Gevatter gebeten oder wenigstens dem Großvater ein solcher vornehmer Gefährte beigegeben werden. Der alte Gemsen sepp jauchzte innerlich auf vor Glück und geheimem Stolz, als er einzig mit einer muntern Schwestern Tochter des alten Steinberger seinen Enkel zur Taufe tragen durfte.

Jetzt tat er freiwillig und unangefragt, um was ihn Anneli und Christen anfänglich vergeblich ersucht hatten. Er siedelte zu seinen Kindern über und half selbst, einen Teil der Wände, zwischen denen er so lange gelebt, niederreissen, um das Häuschen zur Aufbewahrung von man-



Frühlingsstudie bei Mons im Oberhalbstein. — Alte Kirche in Mons.
Phot. E. Meerkämper, Davos.

cherlei Vorräten und Gerätschaften geeigneter zu machen.

Nun erst schienen Zufriedenheit und Glück der kleinen Familie auch äußerlich gegründet und festgestellt; aber das eben ist die dämonische Macht des Glückes, daß es den Menschen von den Wegen, auf denen er's gefunden, ablenkt und neue aufsuchen läßt. Manchmal liegt dahinter die wohlgemeinte und überdachte Absicht, das bereits Gewonnene durch einen neuen Erwerb zu mehren und zu sichern; manchmal ist's aber auch die ungenügsame Undankbarkeit, welche die freundlichen Geschenke des Lebens nicht zu schätzen weiß. Bei Christen war es wohl nur das erstere, bessere Teil, als das scharfe Liebesauge eines Weibes gar bald an ihm eine bisher ungekannte Unruhe bemerkte, über die er selbst keine rechte Auskunft zu geben wußte. Endlich mußte sie sich aber auch klar werden, diese Unruhe.

Der Vater saß in der Dämmerung am Fenster, den Kleinen auf den Knieen wiegend, dessen Lallen bereits nach verständlichere Lauten suchte. Die Mutter kam herbei, und das Kind streckte ihr verlangend die Armpitzen entgegen. Sie wollte es herzend aufnehmen, als Christen mit zärtlichem Schmollen sagte: „Ich komme

immer zu kurz; Du magst mir das Bübchen auch gar nie gönnen.“ Anneli besann sich lächelnd einen Augenblick; dann flüsterte es, sich an das Ohr seines Mannes niederbeugend: „Wart nur ein wenig; im Frühjahr kann jedes von uns ein Kleines auf den Armen halten.“

Christen schaute, ohne eine Antwort zu geben, mit nachdenklichem, fast besorgtem Gesichte zu seiner Frau auf und blickte dann ebenso nachdenklich und schweigend in den dunkelnden Abend hinaus. Anneli war darüber betroffen und es fühlte, wie über diesem Schweigen des Mannes ein unklares Bangen sich auf sein Herz legte. „Warum sagst Du nichts, Christen?“ fragte es nach einer Weile schüchtern.

„Ich habe an etwas gedacht,“ erwiderte er langsam.

„Und an was denfst Du denn, lieber Mann? Darf es Dein Frauele nicht auch wissen?“

„Ei freilich — warum solltest Du das nicht?“ gab er zur Antwort, „geht's Dich doch fast ebenso gut, wie mich selbst an. Aber sieh', ich habe schon lange gedacht, es könne nicht mehr so fortgehen, wie bisher, ich müsse noch etwas anderes anfangen und treiben.“

„Ich verstehe Dich nicht recht,“ sagte die junge Frau zweifelnd.

„Nun, das ist doch leicht zu verstehen. Sieh' nur, ich habe mir schon im Stillen Vorwürfe gemacht, daß ich die ganze Zeit hier oben eigentlich nie recht gearbeitet und nur so in den Tag hinein gelebt habe.“

„Das kann ich immer weniger verstehen.“

„Aber so halte mich doch nicht für so blind und gedankenlos,“ fuhr er fast unwillig fort; „oder meinst Du, ich sehe nicht recht gut ein, daß das Hausswesen hier seinen ungestörten Gang fortgehen würde, auch wenn ich gar nicht da wäre? Glaubst Du, ich bemerke nicht, daß alle Anordnung eigentlich von Dir ausgeht und daß jedes sich nicht an mich, sondern an Dich wendet, wenn es etwas wissen oder tun will?“

„Aber mein Gott, wo willst Du denn mit all' dem hinaus?“ fragte Anneli leise.

„Einfach da hinaus, daß ich arbeite, wie Du auch, und wie Du das treibe, was ich verstehe. Ich will irgend einen Handel anfangen, mit Vieh, Käse, oder noch am liebsten den Holzhandel.“

(Fortsetzung folgt.)

Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

Von Dr. H. Hintermann.

(Fortsetzung.)

Entgegen aller Erwartung komme ich ohne Zwischenfall ans jenseitige Ufer. Mein Führer steht noch drüber, und ich sehe, wie er eben die Schnapsflasche aus der Tasche zieht, um sich mit einem Schluck Aguardiente den nötigen Mut anzutrinken. Allein auch er gelangt ohne Unfall herüber und erleichtert ziehen wir den verschlammten Pfad durch den Urwald weiter. Der Weg, der nun folgt, ist noch schlechter als am Vortage, obgleich ich das für ganz unmöglich gehalten hatte. Allein er wird im Verlaufe von kaum einer Stunde zum förmlichen Sumpf, durch den wir hindurch müssen, da ein seitliches Ausweichen des dichten Unterholzes wegen völlig ausgeschlossen ist. In kurzer Zeit sind wir bis an die Brust hinauf über und über mit Kot bedeckt, und auch unsere Träger, die uns inzwischen wieder eingeholt haben, sehen mehr wandernden Lehmklopfen als lebenden Menschen gleich. Zu allem Elende fängt es gegen zehn Uhr noch an wie mit Kübeln herunter zu gießen. Zunächst suchen wir uns unter einige

hohe Bäume zu flüchten, um wenigstens vor dem ärgsten Unwetter geschützt zu sein; nach kurzer Zeit jedoch müssen wir weiter, denn das Wasser steigt uns schon bis zu den Knien, und wenn es so weiter geht, haben wir keine Gelegenheit mehr, uns bis zu einer erhöhten Stelle durchzuarbeiten. Infolgedessen entschließen wir uns trotz der Sintflut, die sich über uns ergießt, zum Weitermarsche. Was nun folgt, gehört zum Schlimmsten, was ich während der ganzen Reise erleben mußte. Der Weg, der der tiefsten Stelle der leicht ansteigenden Talsohle folgt, verwandelt sich mehr und mehr in einen regelrechten Schlammstrom, dem zu entrinnen auch nicht die geringste Möglichkeit besteht. Eine regelrechte Panikstimmung hat alle ergriffen, und mit Schrecken denke ich daran, was aus uns werden soll, wenn wir mit unserem spärlichen Lebensmittelvorrat eine Woche oder noch länger in dem Sumpfe festgehalten würden. Bleischwer hängt das dicke Wollkleid, das ich noch immer trage, an meinem Leibe, und mit Mühe nur